
Selbstdarstellung¹

Helmuth Plessner

Wiesbadener Kinderszenen

1892 in Wiesbaden als Sohn eines Arztes und Leiters eines Privatsanatorium für Innere und Nervenkrankheiten, wie es damals optimistisch hieß, geboren, habe ich meine Kinder- und Schuljahre in einer aufblühenden Kurstadt verbracht, die durch ihre Bäder und ihre zauberhafte Umgebung für ein Capua der Geister wie geschaffen schien. Wiesbaden war eine reiche Stadt, damals noch weit unter hunderttausend Einwohnern, die in Preußen an Steueraufkommen nur von Charlottenburg übertroffen wurde.

Im Unterschied zu Frankfurt, wo sich das alte reichsstädtische Bewußtsein länger gegen das »Mußpreußentum« gehalten hatte, waren die Wiesbadener leichter für den wilhelminischen Glanz gewonnen worden, zumal der Kaiser ihnen deutlich seine Sympathie zu erkennen gab. Alljährlich im Mai besuchte er die Stadt, schon um seinem Onkel Eduard auszuweichen, der Bad Homburg bevorzugte. Nach dem durch *Bülow* und *Lamsdorf* gleichermaßen desavouierten Plan eines antibritischen Schutzbündnisses zwischen Rußland, Deutschland und Frankreich empfing er den Zaren in Wiesbaden mit militärischem Gepränge, das auf einen dreizehnjährigen Buben mächtigen Eindruck machte. Der hatte noch kein Verständnis für die Lächerlichkeit des als Ohrfeige für England gedachten Telegramms an den Zaren nach Björkö: Der Admiral des Atlantik an den Admiral des Pazifik.

Die Atmosphäre eines Privatsanatoriums ist heute schwer vorstellbar. Jedenfalls saß ich schon als kleiner Kerl mit am Tisch, dem mein Vater präsiidierte. Kein Wunder, daß ich, bei Freunden eingeladen, fragte: »Wo sind denn Eure Patien-

1 [Anm. d. Hg.] Der Titel in dem Band *Philosophie in Selbstdarstellungen*, Bd. 1, hg. v. Ludwig J. Pongratz, Hamburg 1975, 269–307, lautet: »Helmuth Plessner * 1892«.

ten?«. Politik im Kreise einander fremder Kurgäste verbat sich von selbst als Gesprächsthema. Auch hatte das überwiegend großbürgerlichen Kreisen entstammende Publikum kaum daran Interesse. Mit einer Ausnahme: Der Fall *Dreyfus*, der Empörung erregte. Also ging ich – ich muß wohl sechs Jahre alt gewesen sein – an der Hand des Kindermädchens zu meinem Freunde, dem Schutzmann *Bock*, der durch seine Pickelhaube die Staatsautorität in Person für mich war, und bat ihn, sich für den armen *Dreyfus* einzusetzen.

Einem Keuchhusten verdanke ich, daß ich nach wenigen Wochen aus der Volksschule genommen wurde und Privatunterricht bekam. Das ersparte mir ein Jahr Volksschule, so daß ich mit siebzehneinhalb zum Abitur kam. Das Zeugnis vermerkt außer Betragen und Singen »gut« als einzigen Lichtpunkt die »hervorragende Vortragsweise von Gedichten«. Nach heutigen Maßstäben wäre ich allenfalls an einer pädagogischen Hochschule zugelassen worden. Das Zeugnis vermerkt weiter, ich wolle Medizin studieren, wovor mich mein Vater, der meine theoretischen Neigungen kannte, nachdrücklich warnte. Aber ich hatte nach der Lektüre des Kosmosbändchens von *Bölsche* »Die Abstammung des Menschen« (mit vierzehn) und später der allgemeinen Physiologie von *Verworn* für die Biologie Feuer gefangen. Ich wollte zuerst nach Bonn zu meinem Ideal *Verworn*, entschloß mich dann aber für Freiburg, wo mein Freund *Waetzold* schon im dritten Semester Medizin studierte.

In die Freiburger Zeit fällt meine Freundschaft mit dem Botaniker *Albrecht Reuber*, der das Verständnis für Philosophie erschloß. Seine Experimente mit Pappelstecklingen hinderten ihn nicht an der Lektüre von *Leonard Nelsons* Schrift über das sogenannte Erkenntnisproblem, *Husserls* logischen Untersuchungen und *Meinongs* Gegenstandstheorie. Unter seiner Leitung ging mir ein Licht auf, was für eine Art Forschung sich hinter dem Wort Philosophie verbirgt. Denn Forschung mit einem spezifischen Substrat mußte sie ja sein. Was mir bei *Rickerts* Einführung in den transzendentalen Idealismus unbegreiflich geblieben war, kam mir unter dem Leitgedanken des Substrats quasi formal positivistisch leicht verfügbar vor. Diese Haltung, die der des Beobachters entspricht, hat lange bei mir nachgewirkt.

Heidelberg

Wer 1910 in der glücklichen Lage war, sich sein Studium und seine Universität wählen zu können, versteht den Ausspruch, daß die Zukunft heute nicht mehr das ist, was sie einmal war. Damals gab es keinen *numerus clausus*, keine Massenfächer, keinen ideologischen Fanatismus. Der Student akzeptierte die Universität wie sie war. Sie gewährte einem jungen Mann, der die Schule gerade hinter sich hatte, ein

ungekanntes Maß an Freiheit. Man wurde nicht als Jugendlicher, sondern als Herr behandelt. Pädagogik war kein Gesichtspunkt, geschweige denn ein Fach.

Nach zwei Semestern in Freiburg, wo mir der Physiologe *von Kries*, ein Schüler von *Helmholtz*, den größten Eindruck machte, entschloß ich mich, auf das Physikum zu verzichten und in Heidelberg Zoologie zu studieren, eine brotlose Kunst, wie mein Vater sagte. Aber er hatte es ja kommen sehen. Hier waren meine Lehrer *Bütschli*, Vater einer heute aufgegebenen Schaumwabentheorie des Protoplasmas, der damals an einer vergleichenden Anatomie arbeitete, weiter *Kurt Herbst* und *von Buddenbrock*, beide Vorkämpfer einer experimentellen Zoologie, und *Driesch*, dessen Experimente an Seeigeleiern ihn zum Begründer des Neovitalismus gemacht hatten. Berühmt durch seine Gifford lectures über die Philosophie des Organischen, vertrat er eine dem *Aristoteles* verwandte Lehre von der Entelechie als Naturfaktor, die ihm die Abwehr der strengen Kausalisten eintrug. Seine Kombination von Biologie und Philosophie faszinierte mich, auch wenn mich sein Vitalismus nicht überzeugte.

Es spricht für die große Liberalität von *Windelband*, daß er *Driesch*, der im Winter an der zoologischen Station in Neapel arbeitete und nur den Sommer über in Heidelberg lehrte, für die Universität gewann – zum unverhüllten Mißfallen der dort maßgeblichen Neukantianer, die sich unter Naturphilosophie eine Art Wiederbelebung romantischer Kurpfuscherei vorstellten. Zu den Intransigenten gehörte *Max Weber*, der aber schon seit Jahren nicht las und an seinen großen religionssoziologischen Untersuchungen arbeitete. Obwohl ich Zoologe und sogar Schüler des ominösen *Driesch* war, öffnete mir dessen Empfehlung den Zugang zu dem sonntäglichen jour fixe im Weberschen Haus mit dem einzigartig schönen Blick auf das Schloß. Hier konnte man *Troeltsch* treffen, der ein Stockwerk über den Webers wohnte, oder *Georg Lukács*, damals noch »von«, und *Ernst Bloch*, die sich in gnostischen Spekulationen ergingen. *Marx* schien noch ferne zu sein. Damals kam das Wort von den vier Evangelisten auf: Matthäus, Markus, *Lukács* und *Bloch*. Marianne waltete umsichtig ihres Amtes als Hausfrau, so wenn sie dem impetuös zugreifenden *Troeltsch* ganz langsam den Kuchenteller aus dem Griffbereich entzog.

Zu *Windelband*, dem Schulhaupt der Neukantianer südwestdeutscher Prägung, hatte der junge Student, auch wenn er am Seminar teilnahm, zunächst keine persönliche Beziehung. Als Schüler *Lotzes* hatte er den Wertbegriff für die Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften in seiner Straßburger Rektoratsrede fruchtbar gemacht. Sein Vortrag war elegant, doch kann ich nicht sagen, daß ich von seiner Vorlesung über Religionsphilosophie, zu der ich aus *Fürbringers* Anatomie hastete, sonderlich viel gehabt hätte. Auch im Seminar hielt er sich an Referate (*Leibniz*, *Nouveaux Essais* und nachfolgende Manöverkritik historischer Quellen). Auf die *Sache* hatte man sich seinen Vers selber zu machen. Interpretiert wurde

nicht, eine bei dem Problemhistoriker, der mit großen Übersichten fertig geworden war, damals zwar nicht allgemein übliche, aber verständliche Haltung gegenüber klassischen Texten.

1913 hatte *Driesch* eine kleine Schrift »Die Logik als Aufgabe« veröffentlicht, eine Ergänzung zu seiner ein Jahr zuvor erschienenen großen Ordnungslehre. In dieser Schrift machte er den Versuch, Logik mit Denkpsychologie zu verbinden, ohne in Psychologismus zu verfallen. Die Schrift brachte mich auf den Gedanken meiner ersten Publikation, die denn auch *Driesch* gewidmet ist: »Die wissenschaftliche Idee. Ein Entwurf über ihre Form«, die ebenfalls 1913 von der Universitätsbuchhandlung Winter herausgebracht wurde. Man stelle sich meine Situation vor. Tagsüber saß ich an einer zoologischen Dissertation, die eine Nachprüfung der bekannten Regenerationsexperimente meines Doktorvaters *Kurt Herbst* an dem kleinen Krebs *Palämon* und neue Versuche bringen sollte. An Hand auch des alten Materials von *Herbst* und seiner mikroskopischen Analyse war ein Plattenmodell herzustellen, das den Verlauf der Nervenfasern im Regenerat nach Phasen sichtbar machen sollte. Diese pingelige Arbeit nahm mich am Tag gefangen. Nachts schrieb ich am philosophischen Buch, nachdem ich im Café Heberlein, wo *Stefan George* gelegentlich zu sehen war, neue Kraft geschöpft hatte. An Ehrgeiz und Ausdauer fehlte es mir nicht. Ich war einundzwanzig Jahre alt. Die neuen Versuche an *Palämon* zur Kontrolle der alten verlangten mehrere Wochen Aufenthalt in der zoologischen Station Helgoland. Auf Rat von *von Buddenbrock* füllte ich die Zeit mit Experimenten über den Lichtsinn der Seesterne – nicht über ihren Leichtsinn, wie ein noch rechtzeitig entdeckter Druckfehler klar ergab. *Mangold* hatte behauptet, die Ozellen der Seesterne müßten einem unbekannten Sinn dienen. Mir gelang der Nachweis eines doppelten Lichtsinns: Haut- und Richtungslichtsinn. Der letztere hat Sehpurpur.

Als ich *Windelband* meinen philosophischen Erstling brachte, schlug er mir vor, die Arbeit um ein Vorwort zu ergänzen und sie als Dissertation einzureichen. Das großzügige Angebot machte mir schweres Kopfzerbrechen, weil ich meine zoologische Arbeit nicht im Stich lassen wollte und von Geschichte der Philosophie, vor allem der alten, nichts wußte. Ich bat um Bedenkzeit, rückte dann aber mit dem Vorschlag heraus, der für mein Vertrauen in *Windelbands* Güte sprach, noch zu *Husserl* nach Göttingen zu gehen, da meine Arbeit sich wesentlich auf ihn stützte. Tableau: »Wenn Sie meinen, daß Sie bei diesem Phänomenalisten etwas lernen können.« Mein Vater hielt mir meine Taktlosigkeit gründlich vor Augen. Doch hat der Alte sie mir nicht übel genommen, wie ich später von seinem Sohn im Berliner Ministerium erfuhr.

Kein Wunder, daß ich heute klarer sehe als damals mit meinen einundzwanzig Jahren. Mich hatte ein Problem gepackt, das man heute mit den Mitteln der Soziologie glaubt anpacken zu können: Die Tatsache der wissenschaftlichen Ent-

wicklung als sozialer Prozeß, der sich aus den verschiedensten Ansätzen und Irrtümern über die Köpfe hinweg realisiert. Dabei lag der Nachdruck nicht auf dem, was *Max Weber* in seiner Rede »Wissenschaft als Beruf« im Auge hatte, als vielmehr auf dem anonymen Prozeß steigender Logifizierung der Welt, der durch seine Idee – Idee im platonisch-aristotelischen Sinn, das heißt, als Zugkraft verstanden – in Gang gehalten wird. Der Untertitel: ein Entwurf über ihre Form, sollte die Distanz zu der Seltsamkeit des Phänomens stetigen Fortschreitens wie durch seine Entfremdung hervorheben. So wurde ich auf eine im Grunde theologische Frage gebracht, eine Theologie des wissenschaftlichen Fortschritts, nicht im Sinne *Hegels* als Selbstentfaltung Gottes im Medium des Logos, sondern im Sinne moderner Forschung als offener Prozeß rastlosen Strebens, das kein Ende findet: Hos Eromenon.

Drieschs Gedanke der Logik als Aufgabe, die mich zu der Radikalisierung in Richtung Wissenschaft als Aufgabe (Idee) inspiriert hatte, trägt aber nur formal. Denn die denkpsychologischen Faktoren der determinierenden Tendenz und der latenten Einstellung treten, was *Driesch* selbst betont, für jede Aufgabe ins Spiel. Ihnen kann schon gar nicht ein so massives, in sich differenziertes Kulturprodukt wie »die Wissenschaft« anvertraut werden. Mag das *Movens* steigender Allgemeinheit den Fortschritt motivieren, so gewiß nicht der Husserlsche Begriff der Ideation wachsenden Allgemeinheitsgrades.

Göttingen I

Ich nahm Abschied von Heidelberg, um zu *Husserl* zu gehen. Mir schien die Phänomenologie *Husserls* der einzige Weg zu einer Philosophie, die im modernen Sinne als Wissenschaft genommen werden konnte. Juli 1914 machte ich von *Gebhards* Hotel in Göttingen aus im Zylinder Besuch bei *Husserl* am Hohen Weg. Gerade waren seine »Ideen« von 1913 erschienen, die mich zu dem Vorschlag eines Vergleiches ihres Ichbegriffs mit dem *Fichtes* ermutigten. *Husserl* war einverstanden.

Mit *Fichte* war ich in Heidelberg durch ein Seminar über die Wissenschaftslehre von 1804 in Kontakt gekommen, das *Ehrenberg*, der Autor einer Schrift »Die Parteilung in der Philosophie« gehalten hatte. Gleichwohl machte mir die Wissenschaftslehre von 1794, die ich mir zunächst vorgenommen hatte, große Mühe.

Der ursprüngliche Plan eines Vergleichs des Husserlschen Ichbegriffs in den »Ideen« mit dem *Fichtes* trat mehr und mehr in den Hintergrund. Mir wurde klar: ich wußte zu wenig von *Kant*. Da wäre man in Marburg bei *Cohen* und *Natorp* an der Quelle gewesen. Sollte ich vielleicht bei *Husserl* *Kant* studieren? Die Wendung, die *Husserl* in den »Ideen« dem transzendentalen Idealismus näher gebracht hatte,

als seinen alten Anhängern, den Phänomenologen der ersten Stunde: *Pfänder, Geiger, Scheler, Conrad-Martius, Edith Stein* lieb war, verlangte eine gründliche Abgrenzung der Absichten *Kants* von denen *Husserls*. So hatte sich das anfängliche Projekt auf *Kant* verlagert.

Von *Husserl* konnte man als Lehrer im Kolleg und Seminar nur wenig haben. Von einer Vorlesung »Natur und Geist« ist mir nichts geblieben. Im Seminar wählte er nur einfache Texte, die zum Anlaß wurden, sich in phänomenologische Details zu verspinnen, die mit der Intention des Textes nichts zu tun hatten. Er war eben kein Historiker. Groß war er nur als Denker und Schriftsteller. Wenn ich einmal in der Woche zu ihm kam und von meinen Fortschritten berichten durfte, fiel er mir sehr bald wie bei einem Stichwort in die Rede und las aus seinen Manuskripten vor, um mich dann nach längerem Lesen mit der tröstlichen Empfehlung zu verabschieden: »Machen Sie nur so weiter.« Er konnte nicht zuhören, bei aller Güte. Er hörte, wie wohl viele produktive Menschen, nur sich selbst. Das schloß Verständnis für andere Richtungen nicht aus. Als ich ihn einmal auf gewisse Ähnlichkeiten der Bestrebungen der Friesschen Schule, die in Göttingen durch *Leonard Nelson* vertreten war, mit der Phänomenologie ansprach, stimmte er zu. Dagegen brachte ihn der Hinweis auf die ihr viel näher stehende Gegenstandstheorie *Meinongs*, auch eines *Brentano* Schülers, in Zorn.

Ich möchte nicht wiederholen, was ich in meiner Rede zur Wiederkehr von *Husserls* hundertstem Geburtstag 1959 »Husserl in Göttingen«² gesagt habe. Aber die meine Generation faszinierende Wirkung der Phänomenologie beruhte auf der Rehabilitierung der natürlichen Weltansicht durch eine Methode offener Forschung, welche das Vertrauen zum ursprünglichen Erleben in allen Bereichen sich zum Ziel gesetzt hatte. *Husserl* wollte dieses im Grunde gegen die unvermeidliche Entfremdung gerichtete Unternehmen, welche der Preis ist, den wir für die Verwissenschaftlichung auf allen Gebieten zu zahlen haben, selber als strenge Wissenschaft verstehen und betrieben wissen. Dabei leitete ihn das Bild der modernen Forschung stetigen Fortschritts, der sich in Resultaten und ihrer Korrektur niederschlägt. Diesem Bild entsprach die Weise, wie Phänomenologie faktisch betrieben wurde, und man muß sich fragen, ob überhaupt der Gedanke der Sicherung von Resultaten dem Geist phänomenologischer Praxis entspricht.

Husserl jedenfalls hielt daran fest und suchte in den »Ideen« von 1913 die Wissenschaftslehre der Phänomenologie als selber phänomenologisch zu erweisen.³ Aber die unübersehbare Annäherung an *Kants* Lehre vom Ichdenken, das alle meine Vorstellungen begleiten können muß⁴, die durchgehende Charakterisie-

2 »Diesseits der Utopie«. Diedrichs, Düsseldorf 1966.

3 loc. cit. S. 124.

4 loc. cit. S. 109.

rung der Wesenswissenschaft als einer transzendentalen Disziplin verstärkte die sich anbahnende Distanzierung des alten Münchener Kreises von dem an Idealismus erinnernden, aber durch *Husserl* konsequent vertretenen Vorrang des reinen Bewußtseins in methodischer Hinsicht.⁵

Wer den Einfluß, den damals ein Ordinarius auf seine Nachfolge hatte, richtig einschätzte, konnte nicht überrascht sein, daß *Rickert*, der *Windelband* ersetzen sollte, *Husserl* für Freiburg durchsetzte.

Erlangen

1916 verließ *Husserl* Göttingen. Ich wollte ihm nicht nach Freiburg folgen, weil mich mein Kantstudium sowohl von der Phänomenologie als auch von *Fichte* entfernt hatte. Zudem kam der Krieg auch dem Nicht-Wehrfähigen in Gestalt des zivilen Hilfsdienstes immer näher, und ich wollte mein Studium vorher abschließen. Ich suchte nach einem Promotor, der dem Kantianismus nahestand. Rückkehr nach Heidelberg? Aber *Windelband* war 1915 gestorben. Ich wußte, daß *Paul Hensel* in Erlangen ein Schüler *Windelbands* war. Er hatte wohl nie einen Ruf bekommen und sprach von sich als dem ruhenden Paul in der Erscheinungen Flucht. Abkömmling der Familie *Mendelssohn*, verkörperte er den Adel und Witz der Berliner jüdischen Aristokratie. Ihm schrieb ich unter Darlegung meiner Lage und fragte ihn, ob er mein Promotor sein wolle, obwohl ich nicht in Erlangen studiert hatte. Er sagte gleich zu, und ich schickte ihm eine Kurzfassung der Dissertation zu, die 1918 in erweiterter Form als »Krisis der transzendentalen Wahrheit im Anfang« wieder bei meinem ersten Verleger in Heidelberg herauskam.

Auch mit dieser Arbeit hatte ich mir etwas vorgenommen, für das ich zu jung war, ein ehrgeiziges Projekt, das die ganze kritische Transzendentalphilosophie – nicht die spekulative der auf *Kant* folgenden Epoche – als ein Ganzes in den Blick bringen sollte. »Wohl aber vermag derjenige, welcher dem Prinzip des Systems, das heißt, der Autonomie gegenüber seine Freiheit bewahrt hat, das kritische Bildungssystem der Transzendentalidee ausfindig zu machen ...« Und einige Zeilen weiter heißt es: »Bei dieser Einstellung entsteht der Begriff des *Anfangs*, ein abgekürzter Ausdruck für die unweigerliche und absolute Gebundenheit jeder Argumentation, auch der dogmatisch metaphysischen, an ein System ...«⁶.

Für einen Kenner der zweiten Auflage erübrigt sich der Hinweis auf die Bedeutung des Experimentalgedankens für das Gesamtkonzept der »Kritik der reinen Vernunft«. Ich erinnere an die Anmerkung, die mit den Worten beginnt:

5 loc. cit. S. 123.

6 Krisis der transzendentalen Wahrheit im Anfang. Winter, Heidelberg 1918, S. 134.

»... diese dem Naturforscher nachgeahmte Methode besteht darin, die Elemente der reinen Vernunft in dem zu suchen, was sich durch ein Experiment bestätigen oder widerlegen läßt.« (S. 21 der Ausgabe bei Felix Meiner 1926, Philosophische Bibliothek Bd. 37 a). Mir scheint *Franz Kröner* in seinem viel zu wenig beachteten Buch »Die Anarchie der philosophischen Systeme« (Felix Meiner 1929) Recht zu haben, wenn er die Kantische Philosophie einem Typus zurechnet, der zunächst frei konstruktiv einsetzt, ein System von synthetischen Grundsätzen entwirft, um an der »Erfahrung« oder an der Wirklichkeit erprobt zu werden, »daß sie sich also durch ihre Leistung rechtfertigen. In diesem Sinne ist von *H. Plessner* die Transzendentalphilosophie *Kants* aufgefaßt worden, und man kann sagen, daß hier vielleicht die umsichtigste Interpretation der Transzendentalphilosophie vorliegt«. ⁷ Ich zitiere dieses Lob um so lieber, als es die einzige Reaktion bis heute geblieben ist, welche diese »Krisis« gefunden hat. Bei aller Verständlichkeit ist sie mit viel zu geringem Abstand geschrieben. Ich hatte mich eben noch nicht freigeschwommen, und *Husserl* hatte Recht, wenn er mir schrieb: »Sie haben auf das Publikum vergessen.«

Daß mit der von mir gebrauchten Formel einer »Freiheit zur reinen Vernunft« das getroffen war, was in der »Kritik der Urteilskraft« mit Heautonomie bezeichnet wird, sollte mir erst später bekannt werden. Das Kantische System der drei Kritiken bildet ein sich selbst tragendes Ganzes, das vom System *Hegels* auch bei voller Berücksichtigung von dessen Totalreflektiertheit nicht eingeholt oder überholt worden ist.

Von *Fichte* stammt der Ausspruch, welche Philosophie man wähle, hänge davon ab, was für ein Mensch man sei. Dieser Satz will Philosophie nicht der Psychologie ausliefern, was gewiß nicht im Sinne *Fichtes* lag. Eine Freiheit zur Vernunft unterstreicht nur das, worin *Fichte* mit *Kant* übereinstimmt: den Primat der praktischen Vernunft im Verhältnis zur theoretischen. Der Mensch ist deshalb in *Fichtes* Sinne als das moralische Subjekt verstanden, das wählen kann: eine Philosophie nach dem Prinzip der Autonomie oder der Heteronomie. Aber in solchem Verstande ist der Mensch nicht mehr eine Angelegenheit des Systems, sondern das System eine Angelegenheit des Menschen geworden.

Ende 1916 promovierte ich und wurde 1917 im Rahmen des zivilen Hilfsdienstes Volontärassistent am Germanischen Museum in Nürnberg. Ich verkehrte in der Familie des Erlanger Oberbürgermeisters *Klippel*, der zum Kuratorium des Museums gehörte und den Direktor *von Bezold* kannte. Statt in der Erlanger Milchversorgung fand ich im Museum Unterschlupf und wurde gleich mit einer Neuordnung der Sammlung von Renaissance-Münzen beauftragt. *Bezold* drückte mir ein kleines Buch des Ägyptologen *Erman* in die Hand, der sich zu seinem Ver-

7 loc. cit. S. 251–252.

gnügen mit diesen Münzen befaßt hatte und vom Fach her eine große Sensibilität fürs Relief mitbrachte. Dann kam zum Reformationsjubiläum eine Ausstellung, auf der ich führen mußte. Aber den Höhepunkt bildete die alljährliche Konferenz der deutschen Museumsdirektoren, die traditionell in Nürnberg stattfand. Nie fehlte Excellenz *Bode* aus Berlin, ein Mann von großer Figur und edlem Kopf, mit einem phänomenalen Gedächtnis. *Bezold* fürchtete ihn und gab Weisung, ihn nicht ins Depot zu lassen. Kaum war der Empfang zu Ende, nahm mich *Bode* zur Seite: »Ich kenne Sie ja gar nicht. Sind Sie Kunsthistoriker?« »Nein, Excellenz.« »Ach, das trifft sich gut. Ich bin auch nur Jurist.« Er nahm mich in die »Kirche« vor den »Freiburger Meister«. »Sehn Sie mal, das ist schon ganz barock.« Er markierte während der ganzen Zeit einen Schleppfuß, um vor den Kollegen eine Entschuldigung zu haben. »Jetzt gehen wir mal ins Depot.« Ich flüchtete zu *Bezold*, der sich ins Unvermeidliche fügte und den Oberaufseher schickte. Später erzählte mir *Bezold* von einem Plan *Bodes*, im Berliner Zeughaus ein Museum des Weltkrieges einzurichten. Ob ich Lust hätte? Dann wollte er mich *Bode* vorschlagen. Ich hatte aber keine Lust.

In die Nürnberger Zeit fällt meine Freundschaft mit *Walter Stengel*, dem späteren Direktor des Märkischen Museums, und Dr. *Hans Deinhardt*, damals Landrat in Lauff an der Pegnitz, ein Freund *Regers*, der damals an einer großen Dante-Übersetzung arbeitete. In dieselbe Zeit fällt auch mein Beitrag für die Festschrift *Bezold* »Zur Geschichtsphilosophie der bildenden Kunst seit Renaissance und Reformation« (in Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum, Jahrgang 1918).

Inzwischen war der Universitätsbund Erlangen gegründet worden, dessen Sekretär ich wurde – nicht für lange. Der Krieg war zu Ende. Ich versuchte, neben dem Arbeiter- und Soldatenrat dem studentischen Element Gehör zu verschaffen, was mich in Konflikt mit dem Rektor brachte. An ein Verbleiben in meiner Stellung war nicht zu denken. Ich mußte mich nach etwas anderem umsehen und nahm das Angebot einer Stelle im »Reichsbund geistiger Arbeiter« an, der in München unter Leitung des Nationalökonomen *Moriz Julius Bonn* und des Architekten *Thiersch* stand. Auf einem Ausflug von München nach Seeshaupt lernte ich *Scheler* kennen, der Professor an der wiedererstandenen Universität Köln geworden war und mir erzählte, mein Lehrer *Driesch* habe einen Ruf nach Köln angenommen. Ich schrieb an *Driesch* und bewarb mich um eine Habilitation. »Kommen Sie nach Köln«, sagte *Scheler*, »das neue Alexandrien«.

Inzwischen hatte sich die politische Szene in Bayern nach dem Tode *Eisners* verschärft. Eine Regierung *Lipp* war ans Ruder gekommen, in der mein Freund *Felix Nöggerath* aus Erlanger Tagen – er hatte am selben Tag wie ich bei *Hensel* promoviert –, eine unbedeutende Funktion hatte. Danach kam *Toller*. Felix hielt es für ratsam, einige Zeit unterzutauchen. Bald aber trafen wir uns schon wieder auf

der Ludwigsstraße. Er sagte: »Kommen Sie mit zu *Kurt Martens*«. Es handelte sich um die Gründung einer Deutschen Akademie nach französischem Vorbild unter der Schirmherrschaft des Kronprinzen *Rupprecht*, also wohl zur Zeit der Regierung *Epp*. Möglich ist aber auch, daß die Geschichte noch in die letzte Kriegszeit fällt, wofür die Bereitschaft des Kronprinzen *Rupprecht* sprechen dürfte. *Thomas Mann* war für den Plan gewonnen worden. *Stefan George* hatte schon abgelehnt. Jetzt ging es um *Rilke*, der bei *Martens* erwartet wurde. Ein schüchtern wirkender Mann mit melancholischem Schnurrbart, wie man ihn von Bildern her kennt, betrat das Zimmer. *Martens* schilderte den Plan. *Rilke* zögerte. Mich stach der Hafer, und ich entwickelte zum sichtlichen Ärger von *Martens* den Gedanken, daß eine Akademie nach französischem Vorbild mit sprachkontrollierender Funktion nur in einer Sprache möglich sei, die Rückhalt am Lateinischen habe, daß aber unsere Sprachproduktivität dieses normierenden Rückhalts entbehre. Große Zustimmung *Rilkes*; »Was Herr Doktor – wie war doch der Name? – gesagt hat, trifft den Kern.« Er verabschiedete sich mit großem Charme. *Nöggerath* ermunterte mich, doch einmal in die Vorlesung des Mexikanisten *Lehmann* zu kommen, die *Rilke* besuchte. Aber ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Im Jahre 1917 passierte eine andere Geschichte, die mit der altberühmten Universität Dorpat zusammenhängt. Sie sollte nach dem Frieden von Brest-Litowsk als preußische Universität wieder erstehen. Das schien mir zu eng gedacht. Warum nicht gesamtdeutsch und offen für Letten, Esten und Kurländer? Ich schrieb einen Artikel im Roten Tag, einer Berliner Zeitung, und signierte ihn mit der Ortsangabe Nürnberg. Ich hatte, um dem Gedanken baltisch-gesamtdeutscher Kooperation Nachdruck zu verleihen, auf das Vorbild des Freiherrn *von Aufsess*, des Gründers des Germanischen Museums, hingewiesen, der in allen deutschen Ländern lokale Pflugschaften errichtet hatte, um seiner Gründung weite Resonanz zu geben. Zu meinem Erstaunen bekam ich von dem Banquier *von der Heydt* eine Einladung, dem Kuratorium zur Vorbereitung der Universität Dorpat beizutreten und an der Gründungsversammlung im Palais *von der Heydt* in der gleichnamigen Straße teilzunehmen. Der Brief war an Professor P. adressiert. Was blieb mir übrig, als hinzugehen? Würdige Herren im Generalsrang stiegen die von gallonierten Lakaiken flankierten Treppenstufen zum Sitzungssaal empor. Zu meiner Erleichterung entdeckte ich nach Begrüßung durch den Hausherrn einen jungen Mann mit kohlrabenschwarzem Haar, der sich als Dr. *Smend* vom Kultusministerium vorstellte: *Rudolf Smend*, heute neunzigjähriger Emeritus in Göttingen, mit dem mich noch immer Freundschaft verbindet. Plötzlich kam auch *Jakob von Uexküll*, der sich meiner noch aus Heidelberg erinnerte, auf mich zu und sagte: »*Plessner*, was tun Sie denn hier? Sie haben doch gar keine Ahnung.« Aber zum Erklären blieb keine Zeit. Die Sitzung wurde eröffnet. Ich fühlte mich zwischen einem Prinzen *Biron von Kurland* und *Jakob von Uexküll* völlig deplaciert und konnte mir auf

Plessner in Wiesbaden

Allert, T.; Fischer, J. (Hrsg.)

2014, VII, 210 S. 38 Abb., 1 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-05451-9